

"Aber meine tiefste und verstohlenste Liebe..."

Autor(en): **Birken, Heinz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **20 (1952)**

Heft 11

PDF erstellt am: **26.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-570190>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nen Zurückziehung in das eigene Ich, was wiederum der menschlichen Natur widerspricht; aus diesem Zwiespalt entsteht das Gefühl des Unglücklichseins.

Vielleicht könnte man in diesem Zusammenhang eine Definition des Begriffes Glück finden als einen Zustand der Gelöstheit ohne jenen zerstörenden Zwiespalt. Notwendig ist dabei etwa ein anderer Mensch, Natur, Musik, Kunst oder eine andere Schöpfung, etwas, was eine innerliche Einheit des Fühlens und Denkens auslöst und so vorübergehend den Zustand des Zwiespalts, also des Unglücklichseins, ausschaltet. Demzufolge dauert der Zustand des Glücklichseins so lange, als man einen solchen «Gegenstand» besitzt. Könnte ein anderer Mensch auf die Dauer, oder wenigstens auf eine gewisse Zeitspanne, jenen Zwiespalt als Grund des Unglücklichseins ausschalten? Sicher. Notwendig wäre dabei ein Eingehen auf die inneren Probleme des Anderen und ein Schaffen neuer Aspekte aus eigener Ueberlegung. Unbedingt notwendig wäre dazu ferner eine dauernde, innere Wandlungsfähigkeit, wodurch jene Resignation von dem Anderen ferngehalten würde. Zum Zustand des Glücklichseins gehörte ferner die Erotik, die es in diesen Augenblicken auch fertig bringt, alles Äusserere und hässliche des Daseins, wie auch allen inneren Zweifel und jegliche Problematik wenigstens zeitweise auszuschalten. Darnach müsste aber sogleich wieder eine geistige Gemeinsamkeit einsetzen, um leere Momente zu vermeiden. So kann durch das Geistige und das Körperliche ein anderer Mensch weitgehend zu dem eigenen Glück beitragen. Wenn nun das Problem des Findens der, wenn auch nicht vollkommenen, so doch wenigstens ungefähr korrelaten Persönlichkeit gelöst ist, der Mensch also einen Menschen gefunden hat, so dürfte die gegenseitige Anpassung, ohne die es nun einmal nicht geht, bestimmt auch möglich sein. Natürlich sind auch die rein äusserlichen Dinge der Lebensnotwendigkeiten unbedingtes Essential einer Gemeinschaft.

Liegt es nun an dem Nichtfinden des Anderen, an der fehlenden Anpassungsfähigkeit, oder dem Nachlassen der erotischen Anziehung, oder an rein äusserlichen Dingen, dass so wenige Menschen glücklich sind?

Fragen, die jedem von uns in seinem Leben gestellt werden und die jeder auf seine Weise zu lösen hat.

Bertold, Frankfurt a. M.

„Aber meine tiefste und verstohlenste Liebe...“

Felix war tot. Seine strahlende, helle Lebendigkeit war von einer Granate zerfetzt, seine stets lachenden Augen mit dem herrlichsten Blau, das ich kenne, sein weissblondes, seidiges Haar, das ich so gern in lieblosenden Händen hielt, Felix, der Glückliche, der mich selbst wie berauscht gemacht hatte vor Glück. Von einer Granate sinnlos zerrissen war seine jugenhaft harmlose Fröhlichkeit und seine köstliche, lebenswürdige Unbefangenheit, mit der er einmal bekennen konnte, er hätte geglaubt, «Hamlet» wäre ein Schauspiel von Goethe. Ich erfuhr seinen Tod erst nach quälenden Wochen der Sorgen und Aengste, selbst schwerverwundet, im Lazarett durch seine Mutter, die mit liebenden Händen unsere Freundschaft behütet hatte. Dreiundzwanzig Jahre alt war er geworden, und davon hatte er sechs mir gehört, mir ganz allein. Der Himmel war schwarz geworden vor Trauer, die Sonne zersplitterte zu hässlichen Scherben; nun würde die Welt, noch einmal auflodernd, im Abgrund zerschmettern.

Sie zerschmettete nicht, die Welt blieb bestehen, die Erde drehte

sich weiter. Was sonst noch geschah, weiss ich nicht. Wahrscheinlich schien an manchen Tagen die Sonne, und an anderen regnete es. Blumen blühten und welkten. Vögel sangen und schwiegen. Menschen wurden geboren und starben. Der Krieg raste, verwüstete, schändete, frass Länder und Völker.

Als ich aus dunkler Betäubung erwachte und merkte, dass ich immer noch lebte, war längst alles vorüber. Ich hatte seit Monaten Arbeit und stand wieder voll im Beruf. Doch ich war einsam und blieb es. Felix war nicht mehr da. Und doch immer bei mir. Felix, der einfache, schlichte, alltägliche Mensch, der nichts von all dem gekannt hatte, was ich liebte von Jugend auf; der schreckliche Angst gehabt hatte, als ich ihn zu einem Konzert mitnehmen wollte, und dann von Mozarts «Kleiner Nachtmusik» so sehr begeistert war, dass Tränen der Freude in seinen Augen blitzten; der schwur, dass keine zehn Pferde ihn zu einer Oper von Wagner brächten, weil der «viel zu schwer» für ihn sei, und dann bei den «Meistersingern» immer noch sitzen blieb, als das Theater schon ziemlich leer war, und leise fragte: «Warum muss denn schon Schluss sein? Und wie können die Leute jetzt nur an Hut und Mantel, Strassenbahn und Hausschlüssel denken?» Felix, der den Jahreswechsel «ganz toll» mit mir feiern wollte, mit Luftschlangen, Papiermützen, Schlagplatten und zum Abschluss Feuerwerk auf dem Balkon, und der dann, als wir statt dessen im Rundfunk Beethovens «Neunte» hörten, ganz still und beglückt sass, mir nach dem jubelnden «Chor an die Freude» den Arm um die Schultern legte, den Mund an mein Ohr presste und flüsterte: «Ist das schön! Ist das schön!»

Felix war tot und ich grenzenlos einsam. Der Sommer verging, und der Winter kam; es wurde Frühling und Herbst und wiederholte sich ständig «nach ewigen ehernen grossen Gesetzen». Fünf Jahre vergingen und schienen mir manchmal unwirklicher als ein Traum gewesen zu sein. Da lernte ich Werner kennen. Gross war er und schlank, mit schwarzem welligem Haar. Seine Haut war braun und glänzte wie Bronze. Er sah wundervoll aus, und mein Herz klopfte stark, wenn ich ihn sah, ja, wenn ich nur an ihn dachte. Er war Chemiestudent, sehr musikalisch und ganz besonders literatur-vertraut. Er konnte gut drei Dutzend Gedichte von Goethe auswendig, und wenn er hin und wieder das eine und andere sprach, verwandelte es sich auf seinen Lippen zu bezauberndem Wohlklang. Natürlich kannte er auch eine Menge Verse von Stefan George, Hofmannsthal, Rilke, und dessen «Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke» aus seinem Munde zu hören, entzückte mich wieder und wieder. Werner war klug, war belesen, gebildet, und ich mochte ihn sehr, sehr gern. Stundenlang freute ich mich auf die Abende, an denen wir plauderten, Tee tranken, Gebäck knabberten, über Bücher sprachen und er in seiner eindringlich überzeugenden Art Probleme und philosophische Gedanken zergliederte, auseinanderpflückte, sie zu ergründen und zu begründen sich mühte. Oder wir hörten vorzügliche Platten — mein Besitz darin war fast unerschöpflich — und sprachen kaum ein paar Worte. Nur Musik jauchzte und klagte, Instrumente und menschliche Stimmen. Werner sass auf der Lehne des Sessels, einen Arm um meine Schulter gelegt, und seine braunen, manchmal ganz dunklen Augen träumten dem singenden Tönen nach. Manchmal beugte

er seinen Kopf zu mir herab. Seine weichen, duftenden Haare fielen auf mein Gesicht und streichelten meine Wangen. Er strich sie zurück, sein sehnsüchtiger Mund hauchte an meiner Stirn vorüber; er lachte ein wenig und setzte sich wieder zurecht. Ich nahm seine Hände und liebte sie mit zärtlichen Fingern.

Werner liebte mich sehr, und ich liebte ihn auch. Liebte ich ihn wirklich? Mein Herz blühte bei seinem Anblick auf und war doch müde und schwer vor Trauer. Meine Sehnsucht umkreiste ihn, wenn er fern war, und glitt doch an ihm vorbei, angelockt durch irgendeinen blonden zerzausten Jünglingsschopf über unbeschwert lachendem Jungengesicht. Mein Blut schrie nach dir, Werner — aber mein Herz war unglücklich, weil es sich nicht bedingungslos dir verschenken konnte, weil es nicht ganz und unbedingt dir und nur dir gehören wollte, weil da immer ein Vorbehalt war, weil ich dich in meinen süssesten Träumen betrog. Und einmal sagte ich's dir. Ich weiss, ich tat dir sehr weh, obwohl du dir nichts davon merken liessest. Und du hattest ein Recht auf Wahrheit und Ehrlichkeit. Deine Hände zitterten ein wenig, als du mir streichelnd über die Stirn fuhrst, da du glaubtest, mich trösten zu müssen in meiner Zerrissenheit. Still bist du gegangen und einige Male noch wiedergekommen, in immer grösseren Abständen. Dann bliebst du fort.

Ein Jahr ist vergangen, ein schweres, einsames Jahr. Felix ist tot. Werde ich wieder noch einmal jemand so lieben können wie ihn? Vielleicht, aber ich weiss es nicht: denn die Zeit verrinnt, und langsam wird es zu spät. Doch du, Werner, kannst es nicht sein, obgleich du immer noch wartest; Gott vergebe mir! Er, der mich geschaffen hat wie ich bin, hat auch dies in mich gelegt, gegen das ich nicht ankomme. Ich kann es mit eigenen Worten nicht sagen, wie ich es fühle; doch Thomas Mann hat es zum Schluss seines «Tonio Kröger» so unvergleichlich gesagt, dass ich es hier hinzufügen darf, als wäre es auch von mir: «... aber meine tiefste und verstohlenste Liebe gehört den Blonden und Blauäugigen, den hellen Lebendigen, den Glücklichen, Liebenswürdigen und Gewöhnlichen, ... sie ist gut und fruchtbar: Sehnsucht liegt darin und schwermütiger Neid und ein klein wenig Verachtung und eine ganze keusche Seligkeit!»

Heinz Birken, Berlin.

REUE *Ach, dass den Liebenden ich so verletzte,
der so versucht, sich meinem Sein zu nahn
und mich mit Güte und mit Liebe netzte.
Doch konnt' ich anders, da verworrner Wahn,
da meines Denkens Furcht mich tief entsetzte?*

*Ich sagte Nein, und ich war angetan
mit einem Recht, wie's meine Augen sahn,
das wider ihn den Tod der Seele sät.*

*Ach, dass ich ihn so sehr, so sehr verletzte,
durch den mir Güte nur und Glanz geschah'n!
Doch jetzt sind Reue und Gesang zu spät.*

*Er ruht im See. Leer treibt darauf ein Kahn.
Du! — Du bist der innerlich zumeist Geschätzte! R.*